

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Franz Kabelka  
**KALTVIERTEL**  
*Kriminalroman*

*herausgegeben von* Richard Pils

ISBN 978-3-99028-675-3

© Verlag Bibliothek der Provinz  
A-3970 WEITRA 02856/3794  
[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Umschlag: Fotomontage Richard Pils  
Credits by Franz Kabelka und shutterstock

KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH 

KULTUR  
LAND   
OBERÖSTERREICH

 Vorarlberg  
Kultur

Franz Kabelka  
KALTVIERTEL  
*Kriminalroman*



## PROLOG

Sepp Rametsteiner sitzt mittlerweile beim fünften oder sechsten Viertel und denkt nach. Soweit man angesichts seines Zustands noch von Denken reden kann.

Er zerbricht sich den Kopf über etwas, worüber sich ganz sicher kein zweiter Mensch in dieser Minute Gedanken macht. Und das ist schon beachtlich, wenn man sich vorstellt, wie oft sich dieselben Ideen sogar auf verschiedenen Kontinenten zeitgleich in den Hirnen der Leute breitmachen, als wäre die ganze Welt voller Telepathen.

Der Sepp denkt nach über etwas, das wie ein Relikt aus vergangener Zeit auf seinem Schreibtisch steht: ein Briefbeschwerer. Alleine dass er sich dort schon über dreißig Jahre befindet, macht ihn zu einem Unikum. Der praktische Nutzen des guten Stücks ist natürlich gering, wer beschwert heute noch Briefe, im Zeitalter von Mail und SMS? Gut, in einem Gemeindeamt gibt es schon noch den einen oder anderen echten Brief zu schreiben, Antworten auf Umwidmungsansuchen zum Beispiel oder Aussendungen an die Bürgerinnen und Bürger im Namen des Bürgermeisters. Aber das erledigt dann selten der Amtsleiter, sondern eine der beiden hübschen Damen im Vorzimmer, Annelies und Jasmin.

Viel wichtiger ist die gefühlsmäßige Bedeutung, die der Briefbeschwerer für den Sepp hat. Schließlich hat er ihn vor langer Zeit geschenkt bekommen, von seinem ältesten Kumpel und Gönner. „Zu deinem Einstand“, hat der Ernstl gesagt. Ein schweres Stück und sicher nicht billig, mit einem massiven Sockel aus poliertem Granit und einem eisernen Griff in Form eines nackten Frauentorsos, der schon ganz speckig glänzt. So etwas fasst man natürlich gerne an, auch wenn man schon auf die sechzig zugeht.

Aber jetzt steht das Ding ja gar nicht mehr auf seinem Schreibtisch. Erstmals seit drei Jahrzehnten hat es das Gemeindeamt verlassen, heimlich und mitten in der Nacht. Ein Briefbeschwerer auf Abwegen, grinst der Sepp und rülpst ein wenig, denn das letzte Viertel hat er doch ein bisschen gar zu schnell hinunterge-

stoßen. Und obwohl er der einzige Gast in der Stube ist, kommt der Wirt kaum nach mit dem Nachschenken. Wenn er schlau wäre, würde er den Doppelliter gleich auf dem Tisch stehen lassen; aber frisch aus dem Kühlfach schmeckt der Veltliner natürlich besser, und die ganze Sache schaut auch wesentlich zivilisierter aus.

Es ist nämlich noch nie vorgekommen, dass Josef Rametsteiner sich um so späte Stunde im Gasthaus zum Hirschen derart offensichtlich einen ansäuft.

Einen ansaufen muss, genau genommen.

Gelt, das ist jetzt nicht so leicht zu verstehen!

Es ist halt alles eine Frage der Zeit. Um diese späte Stunde schaut manches ganz anders aus als in der Früh. Das Licht, ja, das macht es aus! Ob ein bisserl ein Licht auf der Welt liegt oder eben nicht. Du glaubst ja gar nicht, wie unterschiedlich man Dinge einschätzen kann, die scheinbar ganz eindeutig sind. Das eigene Schnarchen hört man nicht, wie eine Volksweisheit besagt. Jedenfalls glaubt sich der Sepp zu erinnern, dass es sich dabei um eine althergebrachte Redensart handelt. Oder hat er sich den Spruch im Rausch selber zusammenphantasiert? Jedenfalls: Über das Althergebrachte und das neu aus dem Boden Gestampfte – darüber ließe sich lange philosophieren. Beziehungsweise darüber, welche Auswirkungen das eine auf das andere hat.

„Noch ein Viertel, Rinderer!“

„Wennst’ meinst, Sepp.“

Natürlich meint er das! Er schaut auf die Uhr: halb zwölf. Das ist eindeutig zu früh, da muss er noch eine Weile durchhalten. Und im Notfall kann er ja auch im Hirschen übernachten. Ja, das wär überhaupt das Beste! Freie Zimmer hat der Rinderer immer genug. Der eine Tourist, der sich zur Zeit bei ihm eingenistet hat, macht das Kraut nicht fett.

„Hock dich her zu mir, Wirt, erzähl mir was Lustiges! Das Leben ist ernst genug.“

„Etwas Lustiges willst’ hören? Alsdann: Weißt’ schon, dass gemunkelt wird, der Bürgermeister hätt sich wieder ein neues Gspusi zugelegt?“

„Ah geh, keine Gerüchte! Etwas Lustiges hab ich gesagt, Rinderer! Hast nichts Lustiges auf Lager?“

„Was möchtest' denn hören? Einen Witz vielleicht? Kennst' den schon, vom Ziehen und vom Blasen?“

Der Sepp glotzt Rinderer mit weit aufgerissenen Augen an. Für den Bruchteil einer Sekunde hat es den Anschein, als wolle er dem Wirt an die Gurgel gehen. Als wäre da etwas zurechtzurücken, das sich schon lange in Schiefelage befindet. Zurechtzudrücken. Doch gleich wendet er sich wieder ab und führt bedächtig das Weinglas an die Lippen.

„Den kenn ich schon ewig! Aber lustig ... lustig ist anders. Ganz anders.“

„Echt wahr?“

Diese zwei Worte klingen wahrscheinlich aus keinem Mund wie eine Entscheidungsfrage, erst recht nicht aus dem Munde Ernst Kastners.

Kastner hat das Attribut *echt* immer schon inflationär verwendet, in Phrasen und Redewendungen aller Art, und nie behielt der Begriff dabei seine ursprüngliche Bedeutung bei: die von unverfälscht, originär, tiefgründig. Sein *echt* ertönte ungefähr gleich häufig, wie meine Geschwister und ich seinerzeit *Wahnsinn* oder *brutal* zur Beschreibung alles Auffälligen, uns irgendwie Beeindruckenden benutzten. „Das ist Wahnsinn!“ konnte „wahnsinnig toll“ heißen, aber auch „wahnsinnig gefährlich“ – je nach Bedarf –, und „brutal“ bedeutete eher das Gegenteil dessen, was im Österreichischen Wörterbuch dafür als Erklärung steht. Mein Vater, der nun schon seit ziemlich genau zwanzig Jahren tot ist, regte sich immer fürchterlich auf über diese Modewörter, so wie über Moden aller Art. Wahrscheinlich störte ihn am meisten, dass er unsere Sprache nicht kontrollieren konnte. Wo er doch sonst so gut wie alles unter seinen Fittichen hatte. Aber es war unsere Methode, wenigstens ein klein bisschen gegen seine übergroße Dominanz aufzumucken. Vielleicht wollten wir ihn auch nur necken, wie verspielte Welpen den ausgewachsenen Rüden. So lange wir noch herumtollten und spielten.

*Echt wahr* ist eine rhetorische Floskel, die gleichzeitig einen suggestiven Charakter hat: Wer sie verwendet, vergewissert sich damit, dass alles, was im Raum steht, seines grandiosen Kommentars bedarf. Dabei wird also nicht der tatsächliche Wahrheitsgehalt hinterfragt, sondern es soll damit von Anfang an klargelegt werden: Ich bin die Sonne, um die ihr größeren und kleineren Planeten euch bis zum Schwindligwerden zu drehen habt. Um mich, das Herz des Universums. Ein Herz, das alle Energie gleichermaßen bündelt wie abstrahlt. Oh ja, Kastner fühlte sich schon in jungen Jahren als Zentrum eines Sonnen-

systems, das in etwa Penzdorf und seine nähere Umgebung umfasste. Und manchmal auch ein Stück darüber hinaus.

Schon eine gefühlte Ewigkeit, ehe ich den Mann zu Gesicht bekam, dessen Frage mich im Dunkel streifte wie eine Ohrfeige, wusste ich, mit wem ich es zu tun hatte. Der breite dialektale Tonfall, die überzogene Lautstärke und der leicht vibrierende Bass hatten bereits genügt, um ihn zu identifizieren, auch nach über dreißig Jahren. Aber die Kombination dieser beiden Worte war für alles Weitere ausschlaggebend. Intuitiv habe ich schon immer gespürt: *Echt* und *wahr* im Doppelpack zu verwenden, so wie es Kastners Art ist, macht die ursprüngliche Bedeutung der beiden Begriffe zunichte. In einer Art gegenseitiger Löschung. Als verlören sie dadurch die ihnen beigemessenen Eigenschaften. Zumindest der Missbrauch der Worte, er bleibt nicht ungesühnt.

Das glaubte ich damals mit Inbrunst.

\*

Unsere Begegnung spielte sich in einer Höhle ab. Ausgerechnet!

Es war eine dieser heiligen Grotten auf Samos, die ihre Heiligkeit irgendwelchen frühchristlichen Asketen verdanken. Sie befindet sich auf dem Gelände des Klosters Panagia Spiliani nahe Pythagorio, einem Touristenkaff, benannt nach dem großen Mathematiker Pythagoras. Irgendwo habe ich gelesen, dass Einsiedlermönche bis ins zwanzigste Jahrhundert diese Höhle nutzten und während des Zweiten Weltkriegs die Inselbewohner dort Zuflucht vor den deutschen Bomben suchten. Außerdem beherbergt die Grotte eine bedeutende Ikone der Gottesmutter, deren Gesichtszüge von der modrigen Feuchtigkeit zwar völlig entstellt sind, was aber niemanden davon abhält, sie zu besuchen und vor ihr demütig das Kreuz zu schlagen. Was mich Heiden zu ihr führte, ist schwer zu sagen. Aus irgendeinem seltsamen Grund habe ich ein Faible für Klöster entwickelt, egal welchem Orden, welcher Glaubensrichtung sie verpflichtet sind. Weil sich in ihnen die eigene Einsamkeit leichter ertragen lässt? Oder weil ich meine Kindheit auch in einer Art abgeschiedener klöster-

licher Gemeinschaft verbrachte – obwohl das wohl keiner unserer damaligen Widersacher so sah? Vielleicht lag mein Besuch von Panagia Spiliani ganz profan daran, dass ich in der Hitze, die seit Tagen über der Insel lag, vor allem Abkühlung suchte, und eine solche versprach eine Grotte dieser Größe und Tiefe allemal. Oder es führte mich ein Engel hierher. Der einzige, an den ich glaube: unser aller Racheengel, verlässlicher Begleiter jedweder Konfession. Im Rückblick betrachtet muss ich zugeben, dass er sein Geschäft ordentlich erledigte. Denn beim bloßen Hören besagter zwei Wörtchen breitete sich das erste Mal die berauschend schlichte Gedankensequenz in mir aus:

Ich werde dich töten. Du bist so gut wie tot, Kastner. Echt wahr!

Ich sage nicht, dass ich damals schon etwas Konkretes im Sinn hatte, nein, von einem echten Plan konnte zu diesem Zeitpunkt natürlich keine Rede sein. Es war ja auch nicht im Geringsten von Belang, wann und wo der – nennen wir es mal so – Vollzug effektiv stattfinden würde. Nie, auch dann nicht, als das erste Aufblitzen der Idee längst der stetigen, akribischen Vorbereitung gewichen war, sträubte sich in mir das Mindeste dagegen. Kein sogenanntes Gewissen oder sonst etwas in der Art. Nichts, das mich nur eine Sekunde lang hätte zaudern oder zögern lassen.

Rot ist tot, spürt Frieda. Komplett out. Das Erste, das sich ändern muss, ist die Haarfarbe. Der Rest ergibt sich von selber.

Der Entschluss, dem geliebten knalligen Rot auf ihrem Kopf abzuschwören, erfolgt nur scheinbar spontan. Sie ist erfahren genug zu wissen, dass Entscheidungen wie diese immer eine gewisse Vorlaufzeit haben. Um zu keimen, zu sprießen. Kaum merklich wächst in dir heran, was, endlich ins Blickfeld geraten, urplötzlich zu bersten pflügt. Wie die sprichwörtlich reife Frucht. Wie ein Granatapfel, der seine saftigen Kerne in die Welt ausschüttet und so seiner einzigen Bestimmung folgt: sich fortzupflanzen.

Sie grinst, ohne dabei den Mund zu öffnen. Ist das jetzt Selbstironie, geboren aus einem nur mäßig gefilterten Unterbewusstsein? Ihre Lippen kräuseln sich ein wenig. Keine Frage: Alle Bilder, mit denen sie derzeit schwanger geht, passen sich auf wundersame Weise ihrer neuen Situation an.

Körper und Geist – in seltenem Gleichklang in anderen Umständen ...

In ihrem Bauch ist ordentlich was los. Wie in ihrem Schädel. Vielleicht sollte ich weiterführen, was ich in Indien begonnen habe, denkt sie: das dicke papierene Tagebuch als Kubus der Selbstkontrolle, der Selbstüberprüfung. Kein Blog, den alle Welt lesen kann, um mir womöglich mit Smileys und Likes zu applaudieren. Nein danke, darauf kann ich verzichten.

Seit sie zurück ist aus Indien, ist manches vorwärtsgegangen. Äußerlich jedenfalls. Ihre Vor-Ort-Recherchen über die schwermetallbelasteten ayurvedischen Nahrungsergänzungsmittel, die das Internet überschwemmen, über das Giftimperium in Chennai und Bernd Lussnigs Verschwinden sind in drei aufeinanderfolgenden Ausgaben von *opinion* erschienen. Eigentlich könnte sie stolz darauf sein, diesen journalistischen Coup gelandet zu haben – und auch finanziell betrachtet haben die drei Artikel einiges gebracht. Anstatt aber ihre neue Position in der Redaktion zu nutzen und sich voll ins Geschäft zu stürzen, stürzt sie in etwas ganz anderes. In eine neuerliche Krise? In die nächste Depression?

Sie wagt es nicht zu benennen. Fürchtet, dadurch erst recht etwas heraufzubeschwören, das sie verschlingen könnte mit Haut und Haar.

Und Leo, ihr guter Leopold Lauber, der ihr durch halb Südindien gefolgt ist, trotz ihres ausdrücklichen Wunsches, er möge sie vergessen? Er darf ihr bisweilen das Händchen halten, mehr aber auch nicht. Sie verträgt seine Großzügigkeit schlecht. Unverständlich sein schier unendliches Verständnis, sein grenzenloses Verzeihen. Dass er ihr die Affäre mit Anand, dem jungen Yogalehrer, nicht nachträgt, als sie Reißaus nahm wie eine Pubertäre und sich eine Dummheit nach der anderen leistete ... Am Ende hockte sie freiwillig neben dem, der sie umbringen wollte. Und doch auch wieder nicht. Denn hätte er es nur richtig gewollt, es wäre heute nicht viel von ihr übrig.

Wann sie Leo endlich von der großen Neuigkeit erzählen wird? Erst wenn das Bäuchlein sich wölbt, wenn selbst der Blindeste erkennen muss, worauf sie, die fast Vierzigjährige, zusteuert? Und ob Leo dann auch noch so großzügig sein wird, so unermesslich in seiner Zuneigung?

Nie wieder darf sie ihn Poldi rufen – das hat sie ihm in Pondicherry versprechen müssen. Wo doch dieser Rufname so zu ihm passen würde. Die Gutmütigkeit ist in Poldi schon rein lautlich perfekt eingebettet, gut ausgepolstert ruht er darin wie ein fetter Buddha. Leo, das klingt für einen wie ihn viel zu forsch, viel zu wagemutig. Obwohl sie zugeben muss, dass er mit all seiner Unerschütterlichkeit auch eine gewisse Form der Tapferkeit repräsentiert.

Nein, feige ist er wahrlich nicht, ihr Leo oder Poldi. Das hat er in Indien bewiesen. Ein heißer Lover ist Diplomingenieur Leopold Lauber allerdings auch nicht, das ist leider ebenso Fakt.

Sie erinnert sich bestens an die Woche nach ihrem Wiedersehen. Als sie sich eine geräumige Wohnung am Strand von Mamallapuram gönnten, um die Geschehnisse gemeinsam zu verdauen. Für sie auch die Gelegenheit, das Erlebte tauf frisch zu Papier zu bringen. Nun ja, tauf frisch ist vielleicht der falsche Ausdruck, die Temperatur fiel in Mamallapuram auch nachts

nie unter dreißig Grad. Jeden Morgen ging sie bei Sonnenaufgang hinaus auf die Terrasse – Leo schlief noch schnarchend und fest –, rollte ihre Strohmatte aus und zelebrierte eine halbe Stunde lang den Sonnengruß, während hundert Meter Luftlinie entfernt die dunkelhäutigen Fischer ihre Boote gegen die Brandung an Land bugsierten. Meist belief sich die Ausbeute einer ganzen Nacht auf wenige armselige Fische, kaum genug, um die eigene Familie zu ernähren. Die internationalen Fangflotten weit draußen leisteten ganze Arbeit, den ansässigen Fischern blieb nichts als die Ehre des Seemannsgrabs. Frieda sah ihnen von der Terrasse aus zu, jedes Mal verzehrt vom Verlangen, die paar Schritte hinüber zum salzigen Wasser zu tun, um sich mit ihm zu vereinen in der Milde des Morgenlichts, jetzt, da die Sonne noch nicht versengte, nur wärmte und liebte. Sie phantasierte davon, mit ruhigen, weit ausholenden Schwimmzügen und ohne jede Angst vor der Tiefe das Meer zu durchmessen, hinaus aus der Bucht, jenseits der rot phosphoreszierenden Kugeln, die Sicherheit suggerieren sollen und doch vor allem Grenzen aufzeigen, Beschränkung und Selbstbeschränkung, so wie Frau sie seit Jahrhunderten erfährt, sogar am sonnengefluteten Strand. Sie schwelgte in der Vorstellung, Teil eines größeren Ganzen zu sein, des letzten Fischschwarms, der aus wundersamen Gründen den engmaschigen Netzen entkommen ist. Aufgelöst in diesem Schwarm, so würde sie leben, wenigstens für Minuten. Doch noch während sie darüber nachsann, kam Wind auf von Nordost und eine Wolke schob sich vor die Sonne und stahl dem Meer seine Leuchtkraft. Wieder einmal! Wieder einmal hatte sie es verabsäumt zu handeln; hatte sie sinniert statt Sinnlichkeit erfahren, hatte gedacht statt gelebt, statt geliebt.

\*

So etwas kann der Hilde nicht passieren. Dass sie sich zu viel verkopfen würde und deswegen etwas verpasst im Leben.

Der warme Wasserstrahl auf der nackten Haut tut gut nach der heftigen Gymnastik im Hotelbett. Mit dem duftenden Seifen-

schaum wäscht sie sich das Sperma aus dem Schamhaar. Ja, Hilde ist eine, deren Venushügel im Gegensatz zu dem vieler Geschlechtsgenossinnen noch bewaldet ist. „Was Gott geschaffen hat, braucht der Mensch nicht wegrasieren.“ Das sind ihre Worte, wann immer die Rede auf das Thema kommt. Dabei ist die Hilde gar keine Fromme, und schon gar nicht schert sie sich darum, was der neue Pfarrer in Sachen Sex so von sich gibt. Sie ist der Meinung, dass einer mit so wenig Erfahrung diesbezüglich eigentlich den Mund halten sollte. Man erwartet sich ja auch nicht von einem Veganer ein super Kochrezept für Blunzengrösl, oder? Wenn sie gar nichts Besseres zu tun hat, besucht sie sonntags trotzdem die Messe. Einfach, um sich den Theaterdonner zu geben, den der Neue veranstaltet. Der alte Pfarrer hatte seine Pfarrersköchin gehabt, die ihm irgendwann einmal den Zahn zog, von da an schaltete er auf gemütlich um und ließ den Dingen ihren Lauf. Aber der Neue hat keine, die mit ihm Küchentisch und Bett teilt, und deshalb muss er sich anders abregieren. Mit Schimpfkanonaden und Höllenbildern, mit Vorhalten und Verbotstafeln. Lust und Genuss sind für so einen Teufelswerk, genießen kann er höchstens die demütig-schmachenden Blicke seiner Verehrerinnen, deren Durchschnittsalter allerdings um die siebzig ist. Denen kann es freilich egal sein, wenn der Neue in jeder zweiten Predigt über das Unkeusche herzieht und Pille und Abtreibung verdammt, sie haben mit der Fleischeslust längst abgeschlossen.

Was man von Hilde nun wirklich nicht behaupten kann.

Hingebungsvoll massiert sie sich ihre für eine Fünfundvierzigjährige immer noch prallen Brüste und seufzt, als es sofort wieder an den richtigen Stellen zu rieseln beginnt. Als wäre *er* immer noch am Werk. Ihr Liebhaber mit dem großen Stehvermögen. Man kann ja über ihn sagen, was man will, aber seine Qualitäten im Bett können sich sehen lassen. Am liebsten ist es ihr, wenn er von hinten eindringt und gleichzeitig ihren Busen bearbeitet. Da vergisst sie sich und alles um sich herum, vor allem die Ödnis und Fadesse zu Hause. Wenn er in ihr kommt, ist es, als würde seine Kraft auf sie übergehen. „Mein Bulle“, nennt sie

ihn, und er hört es gern. Ja, er ist ein Stier, und sie kann gar nicht genug von ihm kriegen.

Er braucht nur mit dem kleinen Finger zu wackeln, schon springt sie. Lässt sich von ihm im Mercedes entführen und irgendwo fein ausführen, zum Verführen braucht es dann nicht mehr viel. Regelmäßig landen sie dort, wo die mieselsüchtigen Mienen und das Gekeife der alten Schachteln nicht mehr zählen. Wo die Dämme brechen und sie sich überschwemmen lässt, unter weichen Daunen und in heißen Umarmungen. Dafür nimmt sie in Kauf, dass man sich das Maul über sie zerreißt, schon eine ganze Weile. Er macht sich erst recht nichts aus dem Getratsche. Was für ein gestandenes Mannsbild, das immer schon als der Aufreißer vom Dienst galt, natürlich um einiges leichter ist als für sie als Frau. Als Ehefrau, genauer gesagt. Der Einzige, der ihr manchmal leidtut, ist ihr Mann. Aber auch er scheint sich mit der Situation mittlerweile arrangiert zu haben und sagt nichts mehr, wenn sie wieder einmal spät in der Nacht heimkommt oder überhaupt erst am nächsten Tag.

Sie spült sich die letzten Schaumreste aus dem Haar, dann steigt sie aus der Dusche und zieht den scharlachroten seidenen Bademantel über, der ihn so anmacht. Ihren Bullen ... Er liegt noch immer bäuchlings auf dem zerwühlten Hotelbett. Als sie sich über ihn beugt und ihn auf die Pobacke küsst, grunzt er zufrieden.

„Magst' leicht noch einmal?“

„Wennst' noch kannst ...“

Es hört sich ein bisschen schnippisch an. Aber das macht sie mit Absicht, weil sie weiß, dass er dann ganz wild wird. Brünstig quasi. Bullen sind ja so was von berechenbar, und Bürgermeister-bullen im Besonderen.

Ich steh dazu, er steht dazu, es steht – was will man mehr?, sagt sich Hilde und lässt ihn an ihren frisch geduschten Rundungen schnuppern. Sie weiß, dass sie ihm verfallen ist. Im wahrsten Sinn des Wortes.

„Ich gehör dir, mit Haut und Haar. Aber gehörst du auch mir?“

Das klingt jetzt verspielt. In Wahrheit meint sie die Frage ernst. So absurd das auch erscheinen mag, wo sie doch beide verheiratet sind. Wo sie seit zwei Jahren mit großer Regelmäßigkeit ihre jeweiligen Ehepartner betrügen. Mit dem Unterschied, dass seine Alte es immer noch nicht spitzgekriegt hat.

„Eh klar“, sagt er.

„Und du schaust keine andere mehr an?“

„Keine. Ich schwöre!“

„Nicht zu glauben!“, sagt sie.

Ob sie sich damit auf seinen Schwur bezieht oder auf die Tatsache, dass er schon wieder einen gewaltigen Ständer hat, lässt sie bewusst in der Schwebe.

Dass ich von mir als Einzelperson spreche, mag glauben machen, ich sei alleine auf Samos gewesen, als ich nach so vielen Jahren wieder auf Kastner traf. Dem war keineswegs so. Nicht im physischen Sinn jedenfalls.

Selbstverständlich war ich, wie in jedem Urlaub, seit wir uns kennen, mit Ewa unterwegs, meiner Lebensgefährtin. (Ich habe das Wort „Lebensgefährtin“ schon immer mit ironischer Distanz betrachtet und entsprechend unter Gänsefüßchen gesetzt, ganz im Gegensatz zu Ewa. Denn Ewa und ironische Distanz, das ging auch sonst nicht zusammen.) Sie war Buddhistin und Vegetarierin, wobei das eine mit dem anderen nichts zu tun hatte. Wie sie mir einmal ausgerechnet vor einem Fleischerladen erklärte, schließt der Buddhismus tibetischer Prägung den Genuss von Fleisch nicht grundsätzlich aus. Allerdings lade derjenige, der Tiere aus Geschäftsinteresse tötet, primär also jeder Fleischhauer, schlechtes, sehr schlechtes Karma auf sich.

„Und die Konsumenten von Fleisch bleiben ungeschoren?“, fragte ich ungläubig nach. „Wenn sie sich im Supermarkt in der Fleischabteilung mit einer Tonne Putenfleisch aus der ungarischen Massentierhaltung eindecken, oder mit Gänseleber aus Frankreich. Du weißt doch, auf welche Weise die produziert wird, oder?“

Klar wusste sie es, aber sie blieb dabei: Nur der, der tötet, ist im karmischen Sinne schuldig. Ich versuchte zu argumentieren, dass der Verzehr von Fleisch heutzutage ohne professionelle Schlachter nicht funktioniere, es also nicht nachvollziehbar sei, wieso jene, die millionenfach für die Nachfrage sorgten, am Tod von Hühnern und Puten, Schweinen und Rindern, Lämmern und Ziegen schuldlos sein sollen, während allein die armen Fleischer den Schwarzen Peter zugeschoben bekämen. Und sei es nicht doch auch ein klitzekleines bisschen davon abhängig, unter welchen Bedingungen ein Tier bis zu seiner Schlachtung aufwachse, Stichwort artgerechte Tierhaltung und so? Aber Ewa wollte sich damals und auch später auf keine Diskussion darüber

einlassen. Was ihr die Mönche in diesem tibetanischen Kloster, in das sie sich seit Jahren wenigstens für eine Woche pro Sommer zurückzog, eintrichterten, durfte nicht in Frage gestellt werden, weder mit den Gesetzen der Logik noch jenen des Hausverstands.

„Ich ziehe deine Art zu denken ja auch nicht mit Hilfe meiner Mantras in Zweifel“, lautete ihr Argument.

Dass dieser Satz in sich schon nicht eben logisch war, war ihr vermutlich ebenso bewusst wie mir, aber an der Stelle angekommen, ließ man die Sache am besten auf sich beruhen. Was sollte es bringen, die jeweiligen Grundsätze in Frage zu stellen? Es band uns ja nichts – auch kein Kind – auf ewig zusammen, das war uns beiden klar. Auch wenn wir uns, mit oder ohne Ironie in der Stimme, Fremden gegenüber gerne als Lebenspartner vorstellten. Es braucht schon einen gewissen Modus Vivendi, eine Grundakzeptanz des jeweiligen Andersseins, insbesondere die stillschweigende Einigung auf eine freie – diskussionsfreie – Zone zwischen den beiden erratischen Blöcken, um angesichts solcher Unterschiede in Temperament und Lebenseinstellung länger als einen Tag zusammenzubleiben.

Und das hatten wir ja letztlich auch hingekriegt. Sieben Jahre sind schließlich nicht nichts, oder?

Wir waren bereits das zweite Mal zusammen auf Samos. Das erste Mal für gleich drei Wochen im Sommer unserer frischen Verliebtheit, mittlerweile mussten vierzehn Tage als Urlaub reichen. Im Grunde war mir schon vor dem Abflug klar gewesen, dass unsere Beziehung zu Ende war, dass wir uns auf die eine oder andere Weise trennen würden. So oder so.

Das Studio hatten wir vor Ort gesucht und gefunden, ganz wie üblich. Wir hielten nichts davon, dicke Kataloge zu durchforsten oder über das Internet zu buchen. Zwar wird das in Zeiten, in denen TUI und Co. ganze Ortschaften übernehmen, zunehmend schwieriger, aber bis jetzt bin ich immer noch fündig geworden. Nach unserer Ankunft in Kokkari deponierten wir unser Gepäck in einem Kafeníon und spazierten so lange durch das malerische Städtchen, bis wir vor einem Haus standen, das

sich von selber aufdrängte. „Home“ stand in weißer Schrift auf der blau gestrichenen Holztür, an deren unterem Ende ein lächelnder Buddha aus grauem Sandstein hockte. Ich weiß nicht, was Ewa gemacht hätte, wenn der Inhaber, ein hoch gewachsener, ungemein sympathischer Kerl, sich nicht darauf eingelassen hätte, uns eines seiner Zimmer zur Verfügung zu stellen. Es war ausgeschlossen, woanders als eben hier zu wohnen: In dem idyllischen Häuschen, in dessen Besitzer sich Ewa dann „unsterblich“ verlieben sollte, wie sie mir erklärte. Ebenso unsterblich, wie sie sich sieben Jahre zuvor in mich verliebt hatte. Aber ich will nicht lästern, es passte schon so, für uns beide. Für mich hatte es sogar den Vorteil, dass nicht ich den Wunsch nach Trennung aussprechen musste.

Hier, in diesem letzten gemeinsamen *Home* von Ewa und mir, reifte Ende der zweiten Woche auch der Plan, diese Aufzeichnungen zu verfassen. Für wen sie bestimmt waren, wusste ich damals noch nicht.

FRANZ KABELKA

geb. 1954 in Linz, aufgewachsen in Arbing und Steyr (OÖ), Studium der Germanistik und Anglistik in Salzburg und Dublin, lebt und arbeitet seit 1981 als Lehrer und freier Schriftsteller in Feldkirch (Vorarlberg). Verheiratet und Vater zweier Töchter.

1. Preis beim Prosapreis Brixen-Hall 2003, mehrfacher Stipendiat der österreichischen Bundesregierung und der Länder Oberösterreich und Vorarlberg. Autor von Kriminalromanen, Kurzgeschichten, Gedichten und Beiträgen für den ORF.

Mitglied der *GAV*, von *Literatur Vorarlberg* und *krimiautoren.at*

Buchveröffentlichungen:

*Schneller als Instant Coffee*. Gedichte (1996)

*Heimkehr*. Kriminalroman (2004)

*Auszeit*. Reflexe und Reflexionen auf Chios (2005)

*Letzte Herberge*. Kriminalroman (2006)

*Dünne Haut*. Kriminalroman (2008)

*Jemand anders*. Kriminalroman (2011)

*Die Muschel*. Geschichten von Reisen und Zeitreisen (2013)

*Gesundes Gift*. Roman (2014)



*Verlag* Bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst und Musikalien*